

Hoffnung vor leerer Krippe?

Zur Problematik einer Weihnachtsfrömmigkeit 1969

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

Zu den heute besonders umstrittenen Aspekten christlicher Spiritualität gehört, wenn ich recht sehe, auch die Weihnachtsfrömmigkeit. Diese Frömmigkeit, die sich auf die geheimnisvollen Wahrheiten der Weihnacht konzentriert, sie sogar besingt und bewundert, gerät von Jahr zu Jahr mehr in eine äußerst kritische Reflexion. Es geht dabei nicht bloß um bestimmte Äußerlichkeiten, die das Weihnachtsfest umgeben und den eigentlichen Gehalt dieses Festes mehr verdecken als offenbaren (daß hier vieles im argen liegt, weiß jeder, der auch nur ein wenig über den Sinn der Weihnachtszeit nachgedacht hat), auch nicht um weltliche oder kirchliche Weihnachtsfeiern, um Weihnachtskrippe und das weihnachtliche Liedgut. Es geht um mehr, um den theologisch-spirituellen Gehalt der Weihnachtsfrömmigkeit. Sie vor allem ist heute fragwürdig geworden, weil andere Aspekte des christlichen Glaubens für wichtiger und dringlicher gehalten werden.

Ich weiß nicht, wofür ich danken soll

Schon das Wort vom immerwährenden Dank („es ist würdig und recht, dir immer und überall zu danken, allmächtiger Gott“), das in jeder Eucharistiefeier vorkommt und zu Weihnachten mit der Feststellung begründet wird, daß „die geheimnisvolle Fleischwerdung des Wortes dem Auge unseres Geistes das neue Licht Deiner Herrlichkeit zeigt“, wird zuweilen nur mit Mühe verstanden, zuweilen sogar als ungerechtfertigt zurückgewiesen. Ungerechtfertigt, warum? Nun, z. B. weil die Welt voller Not sei; weil nach wie vor Angst und Elend bestehen; weil es sich angesichts entsetzlicher Ungerechtigkeiten nicht gezieme, zu feiern und zu jubilieren; weil es Brüder und Schwestern gibt, die etwas gegen uns haben. Dieses und anderes mehr verdiene nur die Antwort des ungeduldigen Zuwartens: erst wenn ich weiß, daß der Bruder nichts mehr gegen mich hat, und das Elend aller Menschen definitiv überwunden ist, darf ich an eucharistischen (danksagenden) Gottesdiensten teilnehmen. Einleuchtend, daß unter solcher Kritik gerade die weihnachtliche Danksagung nur mit Mühe Anerkennung findet, wenn sie verspricht: „Fürchtet euch nicht! Denn ich ver-

künde euch eine große Freude, die allem Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Davidstadt der Retter geboren worden, der ist der Messias, der Herr“ (Lk 2, 10 f.). Die Auswirkung dieser Botschaft lasse leider auf sich warten. Die Weihnachtskrippe scheine leer zu sein.

Nicht von ungefähr hätten offenbar die Christen des Anfangs so starkes Gewicht auf die Erwartung der Zukunft gelegt. Die echten Briefe des Apostels Paulus z. B. sprechen immer wieder von der Hoffnung auf die bevorstehende Parusie, das Kommen des Christus. So heißt es etwa um das Jahr 50 n. Chr. zu Beginn des ersten Thessalonicherbriefes: „Ihr habt euch von den Götzen weg zu Gott hingewendet, um dem lebendigen wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten“ (1, 9 f.). Eine der durch die Beerdigungsliturgie besonders bekannte Stelle dieses Schreibens lautet: „Der Herr wird beim Befehlsruf, bei der Stimme des Erzengels, beim Schall der Posaune Gottes vom Himmel niederkommen; zuerst werden die Toten auferstehen, die in Christus sind, dann werden wir, die lebend Zurückgebliebenen, zusammen mit ihnen entrückt werden auf den Wolken, dem Herrn entgegen in die Lüfte; und so werden wir immerdar mit dem Herrn vereint sein“ (4, 16 f.). Aber auch noch im Jahre 57 n. Chr. kann der Apostel den Korinthern schreiben: „Wie in Adam alle sterben, so werden auch alle in Christus lebendig werden, jeder in seiner Reihe: als Erstling Christus, darauf, in seinem Kommen, die ihm Zugehörigen“ (1 Kor 15, 22 f.). Diese und ähnlich ausgerichtete Formulierungen (vgl. Röm 13, 11 ff.; Phil 3, 20 f.) kennzeichnen Paulus – trotz seiner auf die Gegenwart des Lebens bezogenen Frömmigkeit – als Apostel der noch ausstehenden Ankunft des die Menschheit vom Tod befreienden Erlösers. Auch die in nachpaulinischer Zeit entstandenen Evangelien, die zum Teil von den Frömmigkeitskrisen der dritten christlichen Generation spürbar mitbestimmt sind, lassen, obwohl sie apokalyptische Naherwartungen und Terminbestimmungen deutlich zurückweisen und obwohl sie den weihnachtlichen und österlichen Geheimnissen der Jesus-Geschichte einen großen Raum geben (der Evangelist Johannes spricht sicher überwiegend von den gegenwärtigen Quellen des Lebens), die traditionelle Rede vom zukünftigen Gericht und von der zukünftigen Erlösung keineswegs aus (vgl. Mk 13; Mt 24; Lk 21), fügen vielmehr noch eine Reihe von Gleichnissen hinzu, die zum Arbeitseifer und zur Wachsamkeit ermahnen (vom Hausherrn, der sein Haus bewacht; vom Knecht, den der Herr über seine Dienerschaft setzt; von den zehn Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten; von den zehn Talenten, die ein Mann seinen Knechten anvertraut). Eine von den übrigen Aspekten der christlichen Offenbarung isolierte Weihnachtsfrömmigkeit kennt das NT jedenfalls nicht. Die entsprechenden Passagen bei Matthäus und Lukas sind erst in

späteren Zeiten stärker in den Mittelpunkt gerückt, leider aber unter Vernachlässigung anderer ebenso wichtiger neutestamentlicher Perspektiven. Das gelte es kritisch zu sehen und ins Bewußtsein zu heben.

Man sollte protestieren

Die genannten eschatologischen Akzente der neutestamentlichen Botschaft sind ohne Zweifel von so großer Bedeutung, daß man nur mit frohem Herzen feststellen kann, wie die moderne Theologie sie wiederum nach Gebühr in die Positionen bringt, die ihnen von der Gesamtanlage des christlichen Credo her zustehen. Christliche Theologie ist wesentlich mitbestimmt von dem, was man Hoffnung nennt, wie ein Gewächs, das seine Zweige in einen Raum hinein ausbreitet, der noch verhangen ist. Auch alle praktischen Entscheidungen und Aktionen der Christen würden sinnlos in ein Nichts zerfließen, wäre ihre Verwirklichung nicht stets von einem Horizont getragen, der alle überschaubaren innerweltlichen und innergeschichtlichen Möglichkeiten übersteigt. Wehe also einer Theologie, die sich wissend und besitzend einen Horizont gibt, der die Hoffnung nicht mehr braucht noch kennt: sie wird nicht nur langweilig und unnütz, weil sie im Grunde nichts anzubieten hat, was hilfreich ist; sie stiftet darüber hinaus Unfrieden und Streit, wo allein echte Hoffnung die Einheit erhält.

Aber in bezug auf das, was man das Böse nennt, scheinen manchen die Perspektiven der Hoffnung, die in jüngster Zeit aufgerissen wurden, noch viel zu harmlos und konventionell. Man hält schärfere Formulierungen nicht nur für angebracht, sondern für unumgänglich, wolle man als Christ in dieser Welt des Elends überhaupt noch ernst genommen werden. Solange unsere Hoffnung lediglich Demut, Ergebung und Schweigen verlange, verharre sie in einem Zustand des bloßen Sich-Abfindens mit einem schlafenden Gott und Erlöser. Selbst die Jünger Jesu hatten da schon anders reagiert, als sie in der Not des Seesturmes riefen: „Lehrer, liegt dir nichts daran, daß wir zugrunde gehen?“ (Mk 4, 38). Freilich müssen sie die Antwort hören: „Was seid ihr so verzagt? Wie? Habt ihr keinen Glauben?“ (Mk 4, 34). Aber ihr Hilfeschrei fand Erhörung, es legte sich der Wind und es trat eine große Stille ein, gleichsam ein Vorzeichen jener göttlichen Stille, in die Jesus selbst gelangte, weil er trotz seiner Angst, die seinen Schweiß wie Tropfen Blutes zur Erde rinnen ließ, angespannt betete (vgl. Lk 22,44). Ebenso müsse unsere Ergebung in den Willen Gottes stets durchsetzt sein von einer Art Protest dagegen, daß dieses oder jenes Elend immer noch nicht beseitigt und Gott nicht aufgestanden sei von seinem Schlaf. Gerade aus der Zuversicht heraus, daß unsere Proteste vor Gott nicht vergeblich sind, dürfe und solle man ihn provozieren: „Komm

möglichst bald, zögere nicht länger; deine Herrschaft möge schon heute anbrechen, jedenfalls eher heute als morgen“.

Die Bibel ist so „widersprüchlich“ wie das Leben

Es ist m. E. müßig, darüber zu streiten, ob diese Rede vom Protest im Hinblick auf Gott und seine Zulassungen, sein unbegreifliches Zögern, seine Zurückhaltung und seine scheinbaren Unterlassungen eine gewisse Berechtigung habe. Will man sinnvoll von Gott reden, dann darf man ihm eine radikale Mitverantwortlichkeit für alles, was in seiner Schöpfung geschieht, nicht absprechen. Dann wird man aber auch – bei aller Ergebung in den letztlich unbegreiflichen Ratschluß des Schöpfers – die scheinbar widersprechende Kategorie des Protestes als geradezu nötige Korrektur einer bloßen Kismet-Haltung in seine theologischen Überlegungen einbauen können. Und wem das Wort „Protest“ mißfällt, der möge sich ein anderes einfallen lassen, damit das berechtigte Anliegen, das zweifellos dahinter steht und in der Bibel selbst einen Widerhall gefunden hat (man denke nur an die verschiedenen Klage-Psalmen, die Israel zu beten wagte), nicht verlorengeht oder übersehen wird. Unsere Frage beschränkt sich auf das Problem, ob diese offenbar schon in der Bibel vorhandenen widersprüchlichen Gestimmtheiten, die dem heutigen theologischen Denken fortwährend schärfer bewußt werden, jede Weihnachtsfrömmigkeit verbieten. Was ist dazu zu sagen?

Zunächst ist zu bemerken, daß die biblische Offenbarung diese widersprüchlichen Gestimmtheiten (wir reden mit Bedacht von Gestimmtheiten und nicht von Widersprüchen) in einer auffällig unbekümmerten Weise einfach nebeneinander stellt. Das Problem, (das im Vorausgehenden angedeutet wurde), wie denn nun ein Mensch diese verschiedenen Ansprüche und Zusprüche in seinem Leben zu einer Einheit integrieren könne, liegt (verständlicherweise?) in der Bibel selbst noch nicht vor. Die Verkündigung der Weihnachtsbotschaft und die Mahnungen im Hinblick auf die Erwartung der Parusie werden noch so wenig systematisiert, daß der uns geläufige Versuch, die Parusie des Christus als zweite Ankunft oder als sogenannte Wiederkunft Christi von seiner ersten Ankunft zu unterscheiden, im Neuen Testament nur schwach erkennbar ist, geschweige denn die Gegenüberstellung der verschiedenen Offenbarungsaspekte als Schwierigkeit empfunden wird. Das Wort Parusie heißt Ankunft und nicht Wiederkunft. Soll man daraus folgern, die biblische Offenbarung sei in einer Weise naiv, die uns heute schwer erträglich geworden ist? Im Gegenteil. Mir scheint, es ist nichts weniger als das Leben selbst, das sich hier zu Wort meldet, aber nicht in ein statisches System zu bringen ist. Es besteht viel-

mehr aus einer unüberschaubaren Fülle von Strömungen, von perspektivischen Möglichkeiten und Aspekten. Nicht diese unübersehbare Fülle, nicht diese widersprüchlichen Gestimmtheiten sind schwer erträglich. Un-erträglich, ja todbringend ist vielmehr der Versuch, das ständig fließende Leben durch Systematisierung gleichsam zum Stillstand zu bringen und die gegenseitige Durchdringung der Perspektiven als unzulässig beiseitezuschieben. Schon die Vernachlässigung bestimmter Inhalte der Offenbarung gefährdet das menschliche Leben als ganzes, weil es Blickrichtung und Horizonte einseitig festlegt oder gar einengt. Direkte Unterschlagung aber führt zu unmenschlichen Absolutismen, die von einem Extrem ins andere fallen und zwischen Enthusiasmus und Verzweiflung, zwischen siegestrunkenem Besitzerstolz und ängstlicher Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, unbeständig hin- und hertaumeln. Hier gilt wahrhaftig: wer nur eines kennt, dem wird auch das eine, das er zu besitzen meint, noch genommen werden.

Wer Hoffnung sagt, der glaubt schon an die Weihnacht

Zukunftserwartung ist notwendig, Hoffnung ist unumgänglich; Proteste können heilsam sein, können den Glauben beleben und dazu beitragen, daß neue Aktivität in der Kirche frei wird. Wer aber bei all dem weder singen noch sagen kann: „Auf, laßt uns nach Bethlehem eilen! Wir wollen sehen, was geschehen ist und was der Herr uns kundgetan hat!“ (Lk 2, 15), und wer es einfach nicht mehr fertig bringt, in das Hochgebet einzustimmen „Es ist geziemend und heilsam, immer und überall zu danken“, der sollte sich fragen, ob er im Grunde wirklich noch hofft und erwartet, ob seine protestierenden Bitten oder seine bittenden Proteste tatsächlich von dem Vertrauen getragen werden, daß sie nicht ins Leere stoßen und wahrhaft Aussicht auf Erfüllung haben oder ob sie zu einem Hoffen zusammengeschrunpft sind, das sich von purer Verzweiflung kaum noch unterscheidet. Ist dem aber nicht so, handelt es sich vielmehr um wirklich hoffenden Protest, dann läge darin wenigstens eine erste Möglichkeit, dankbar innezuhalten und den Urheber solcher Hoffnung zu preisen. Ob solches Tun schon den Namen „Weihnachtsfrömmigkeit“ verdient, sei dahingestellt. Jedenfalls scheint mir der Weg von hier aus bis zur ausdrücklichen Verehrung des weihnachtlichen Geheimnisses der menschlichen Geburt des göttlichen Erlösers nicht sehr weit zu sein. Wie sonst vermöchten wir gegen allen Anschein auf Heil und Leben zu hoffen und uns hoffend zu freuen, wenn nicht aufgrund der Tatsache, daß diese Hoffnung schon angefangen hat, Fleisch anzunehmen: „Als sie in das Haus getreten, sahen sie das Kind mit Maria, seiner Mutter, fielen nieder und huldigten ihm“ (Mt

2, 11). Bei diesem Gedanken heißt die weihnachtliche Liturgie uns verharren, wohl wissend, daß dieser Anfang noch nicht das Ende ist, aber zuversichtlich, daß einer, der diese Geschehnisse wie Maria in seinem Herzen bedenkt (vgl. Lk 2, 19), gerade daraus die Kraft schöpft, scheinbar Unveränderliches zu ändern.

Im Anfang liegt schon das Ganze

Weihnachtliche, auf das Hier und Jetzt blickende, und hoffende, in die Zukunft gerichtete Gestimmtheit ergänzen und korrigieren sich also gegenseitig. Aber nicht nur das. Tiefer gesehen ist in der weihnachtlichen Botschaft schon das Ganze der christlichen Erlösungshoffnung mitgegeben. In der Krippe liegt zwar „nur“ ein Kind, aber sie ist nicht leer. Das Kind wird zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen (Lk 2, 52) und seiner Herrschaft wird kein Ende sein (Lk 1, 33). Das gesamte Heilsgeschehen mit all seinen Abstiegen und Aufstiegen, mit seinen Erniedrigungen und Erhöhungen, ist in der Geburt dieses Kindes schon „wurzelhaft“ angelegt. Freilich besteht ein Unterschied zwischen der Armut Christi in der weihnachtlichen Krippe (Lk 2, 7) und seiner Armut am Kreuz; denn diese meint die Gewöhnlichkeit des Alltags, in die sich der Erlöser hineinbegibt, jene aber seine außerordentliche Zurücksetzung durch Heiden und Juden zugleich. Und freilich besteht ein Unterschied zwischen der Tatsache, daß der neugeborene Christus der Nachstellung des Herodes entkam (Mt 2, 13–23), und dem Geheimnis seiner österlichen Auferstehung von den Toten; denn dieses meint ein zeitweiliges Entkommen, jenes aber die definitive Überwindung des Todes. Und wenn die Hirten von der Krippe zurückkehren und jubeln und Gott loben für alles, was sie gemäß der Botschaft, die an sie ergangen, gehört und gesehen hatten, dann ist das erst ein Anfang des mächtigen Chores in der Apokalypse: „Ja, wahrlich, der Lobpreis, die Weisheit und Danksagung, die Ehre, Macht und Stärke gebühren unserem Gott in alle Ewigkeit“ (7, 12). Dennoch besteht jeweils ein heilsgeschichtlicher Zusammenhang, eine solche Bezogenheit der einzelnen Phasen aufeinander, daß es durchaus möglich ist, im Einzelton die ganze Melodie und in der Melodie die ganze Symphonie des christlichen Glaubens mitschwingen zu lassen.

Rechte Mitfeier der Weihnacht bleibt wie alles im Christenleben ständige Aufgabe. Diese Aufgabe ist, wie diese Überlegungen wohl sicher gezeigt haben, heute infolge der fortgeschrittenen theologischen Reflexion nicht leichter, sondern schwerer als früher. Man würde aber der Christenheit einen schlechten Dienst erweisen, wollte man diesen Schwierigkeiten dadurch aus dem Weg gehen, daß man das Weihnachtsfest zugunsten blo-

ßer Zukunftserwartung und entsprechender Proteste gegen die jetzige Welt von innen her zu entleeren erlaubt, denn das würde letztlich Rückfall in vorchristliche oder gar unchristliche Ideologien bedeuten. Vielmehr sind die Worte zu bedenken, in die G. K. Chesterton (der wahrhaftig nicht nur Kriminalgeschichten zu erzählen verstand, sondern sich auch mit großem Erfolg an Franz von Assisi und Thomas von Aquin versuchte, und überhaupt ein sympathischer Christ war) seine Ansicht über das Christentum zusammenfaßt. Er meinte: „Die christliche Wahrheit unterscheidet sich von allen übrigen Lehren darin, daß sie die Weisheit nicht in eine mittelmäßige Neutralität setzt, sondern in scheinbar widersprüchliche Gestimmtheiten, die jeweils bis zur äußersten Intensität vorgetrieben erscheinen: Freude und Buße, Stolz und Demut, Liebe und Verzicht usf. Wie über ein Kreuz ausgespannt, erleidet der Mensch dessen äußerste Spannung und ausdehnende Kraft nach allen Richtungen hin . . .“. Diese Spannung empfinden wir freilich nicht immer als angenehm. Es kann sein, daß uns die weihnachtliche Freudenbotschaft eine Umkehr aus Traurigkeit und Verzweiflung abverlangt, der wir nur unter Mühen nachkommen können. Ihre Intensität scheint uns einfach übertrieben. Unsere Augen und unser Verstand können vielleicht nur geringfügige Freuden erblicken. Dennoch sollte es wenigstens möglich sein, das paulinische Wort zu variieren, dem Chesterton seine „Definition“ des Christentums abgelauscht zu haben scheint: „Ja, wir sind Habenichtse und besitzen doch alles; wir sind dem Tode geweiht und doch leben wir; und so vermögen wir immer fröhlich zu sein, obgleich wir auch betrübt sind“ (vgl. 2 Kor 6, 10). Diese apostolische Überwindung unserer Armseligkeit, unserer Todesfurcht und unserer hartnäckig wiederkehrenden Traurigkeiten setzt freilich noch einmal einen radikaleren Verzicht voraus, und eben darauf scheint Chesterton hinauszuwollen, wo er von der ausdehnenden Kraft spricht, die der Mensch erleiden muß, wenn er Christ wird. Er muß sozusagen auf seine Verzichte verzichten. Er muß – wenn es gar nicht anders geht – gegen seine Erfahrungen anlügen; denn nur die äußerste Demut vor Gottes Verheißungen erfährt schließlich die Wahrheit, die immer und überall dankbar sein läßt, weil „Dein Eingeborener in der Gestalt unseres sterblichen Fleisches erschienen ist und uns so in Seiner neuen, lichtvollen Unsterblichkeit wiederhergestellt hat“.